

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Kleinere Schriften

Altbayerische Miscellen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1875

XIII. Markus Josef Müller. (Ein Nachruf.) München, 4. April 1874

Markus Josef Müller.

(Ein Nachruf.)

München, 4. April 1874.

Vor wenigen Tagen haben wir unsern lieben, edlen Doctor und Professor Markus Josef Müller, den Orientalisten, zur ewigen Ruhe begleitet. Das stille Leben, das der Dahingegangene seit mehr als dreißig Jahren, fern vom Lärm des Tages, unter uns geführt, bietet zwar keinen Stoff, um eine dramatische Biographie daraus zu gestalten, allein wenn wir auch nicht viel von ihm zu erzählen wissen, so möchten wir jetzt, da er von uns geschieden, wenigstens die Liebe und die Verehrung aussprechen, die wir immer für ihn empfunden haben.

Marcus Müller war 1809 zu Rempten im Allgäu geboren und bewahrte diesem Lande seiner Geburt auch durchs ganze Leben seine treue Anhänglichkeit. Er rühmte sich gerne, ein Schwabe zu sein, und vor dem Jahre 1848, als jeder Deutsche noch sein eigenes Concept für die Zukunft des Vaterlandes mit sich führte, träumte er gerne von einem großen schwäbischen Reiche, das sich womöglich

von den Vogesen bis zur Leitha und vom Fichtelgebirge bis an die Veroneser Klause erstrecken sollte.

Sein Vater, ein verdienstlicher Schulmann, wurde später als Regierungs- und Kreis Schulrath nach Augsburg versetzt, und so trat denn der Sohn in das gut gehaltene Gymnasium dieser ehemaligen Reichsstadt, die des Knaben Seele mit allerlei Bildern einer mächtigen Vergangenheit erfüllte. Dort war 1821 J. Ph. Fallmerayer, dem er vor zehn Jahren die Grabrede gehalten, einer seiner Lehrer und Louis Napoleon, der damals mit seiner Mutter Hortense in Augsburg lebte, einer seiner Mitschüler. Damals stand der junge Marcus sehr gut mit dem jungen Grafen von St. Leu, welcher, nebenbei bemerkt, im deutschen Aufsatz immer der erste war und wurde auch von dessen gütiger Mutter nicht selten in das bescheidene Häuschen geladen, welches sie dazumal in der Kreuzgasse bewohnte. Dort spielte er manchen freien Nachmittag mit dem künftigen Kaiser der Franzosen und schloß, wie gesagt, eine ziemlich Freundschaft mit ihm, die aber mit der Trennung der beiden Knaben auch wieder ihrem baldigen Ende entgegen ging. Ja, als Louis Bonaparte den zweiten December veranstaltet hatte, war M. J. Müller so wenig zufrieden mit seinem ehemaligen Gespielen, daß er ihn 1856 auf seiner Reise nach Spanien, die er durch einen längern Aufenthalt zu Paris unterbrach, nicht einmal eines Besuches würdigte.

Marcus J. Müller wählte sich die orientalischen Sprachen zur wissenschaftlichen Aufgabe seines Lebens, fuhr aber nicht sehr gut mit dieser Wahl. „Ein verfehltes Leben!“ seufzte er mitunter, als ihm das Alter nahte. Ueber den

Gang seiner Studien und den Umfang seiner Absichten wissen auch seine Freunde sehr wenig zu sagen. Er sprach nie von sich, und wenn Neugierige nach der Art seiner Beschäftigung fragten, so wußte er immer glücklich auszuweichen. Doch ist festgestellt, daß er in den dreißiger Jahren längere Zeit zu Wien und später vier Jahre zu Paris verweilte. In der französischen Hauptstadt schloß er warme Freundschaft mit Eugen Burnouf, dem berühmten Orientalisten, und es geschah vielleicht auf dessen Antrieb, daß er sich mit großem Eifer dem Studium des Pehlwi, der Sprache der Sassaniden, widmete, in welchem jener die Pfade wohl weisen konnte. Im Jahre 1839 erschien denn auch im Journal asiatique als Frucht seiner Nachtwachen ein Essai sur la langue Pehlvie. Diesen versah Eugen Burnouf mit einem Vorwort, in welchem er der Arbeit, „die ohne die großherzige Aufmunterung des Kronprinzen von Bayern (später Max II.) nicht zu Stande gekommen wäre,“ neidlos nachrühmte, daß sie über einen sehr wenig gekannten Dialect ein großes Licht verbreite.

Seit diesem Essai hat Marcus Müller kein erhebliches Zeugniß seiner Thätigkeit mehr veröffentlicht, vielmehr nur einige Gedächtnisreden und kleinere wissenschaftliche Aufsätze verfaßt. Er war immer fleißig, immer beschäftigt zu lesen, zu studiren, ließ hebräische, arabische, persische Wörterbücher durchschließen, trug Noten und Glossen hinein, legte reichliche Auszüge aus allen gelesenen Schriften an, aber ein größeres Werk, das seinen Namen durch die gelehrte Welt getragen und das er, der so reich an Kenntnissen war, vielleicht mit weniger Anstrengung als viele andere

hätte schreiben können, es kam nie zu Stande. Dieß Mißverhältniß zwischen Reception und Production war der dunkle Faden, der durch sein irdisch Leben ging. An ihm hing ein ziemliches Stück jener Melancholie, die ihn stets umflorte, wenn sie auch seiner Heiterkeit im Freundeskreise keinen Abbruch that.

Die Erscheinung, daß sich ein so fleißiger und so genialer Mann nicht auch einmal zu einer größeren literarischen That aufraffen wollte, schien allen, die ihn kannten, so räthselhaft, daß sich zu deren Erklärung in früher Zeit schon Mythen bildeten. So flüsterten sich die Freunde in vergangenen Tagen zu, er habe nach langen Studien in München, Wien und Paris ein bahnbrechendes Werk über das besagte Pehlwi zusammengestellt, einen wahren Grundstein seiner wissenschaftlichen Bedeutung; allein als es gedruckt werden sollte, hätten sich keine Typen und kein Verleger gefunden, und an bemittelte Akademien oder gar an gebildete Potentaten habe sich der junge, aber etwas stolze Gelehrte nicht wenden zu sollen gemeint. So sei das Buch in seinem Pulte liegen geblieben und vergilbt, er aber habe es damals in seinem Zorne verredet und verwünscht, sich je wieder eine größere Aufgabe vorzunehmen.

Auch ging eine andere Sage, Marcus Müller arbeite an einer Geschichte der asiatischen Religionen, und diese werde man einst fertig in seinem Nachlaß finden, allein als er gestorben und seine Papiere durchsucht waren, fanden sich weder das Pehlwi-Werk, noch die Religionsgeschichte, sondern nur zwei Abhandlungen des Averroës in einer deutschen Uebersetzung, die er in den letzten Jahren ge-

fertigt.¹ Die arabischen Texte hatte er auf seiner spanischen Reise, die wir gleich erwähnen werden, im Escorial erhoben.

Seine Freunde glaubten ihn in früheren Zeiten hin und wieder zu literarischem Schaffen anspornen zu sollen, allein er hörte solche Reden nicht gerne. Seine wissenschaftliche Größe ward aber trotz seines tiefen Schweigens von den Männern seines Faches unumwunden anerkannt. „Sonderbar,“ sagte einst Professor Dppert von Paris, einer der gelehrtesten Parfisten unserer Zeit, der vor etlichen Jahren seinen Münchener Kollegen zu besuchen kam, „sonderbar, dieser Müller hat in seinem Leben nur einmal sieben Seiten geschrieben und gilt doch für den ersten Orientalisten dieser Welt.“

Als Müller nach seinen Studien zu Paris bereits im Geruche der umfassendsten Gelehrsamkeit wieder in sein bajubarisches Vaterland zurückgekehrt war, wurde er alsbald (1838) zum Mitglied der Akademie erwählt und zum Professor der nicht biblischen orientalischen Sprachen an der Universität München ernannt. Er erhielt als solcher einen Jahresgehalt von — dreihundert rheinischen Gulden und ließ mehrere Collegien für fünf oder sechs Studenten, welche nicht in der Lage waren, Honorare zu bezahlen. Man hätte erwarten sollen, daß ihn die Sorgen und die Noth, die er nun zu tragen hatte, allmählich zu energischer Verwerthung seiner Kenntnisse treiben würden, allein

¹ Sie ist seitdem ans Licht getreten unter dem Titel: Philosophie und Theologie von Averroës. Aus dem Arabischen übersezt von Marcus Jos. Müller. Aus dem Nachlasse desselben herausgegeben von der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. München 1875.

er blieb sich selbst getreu, er studirte und sammelte, schrieb aber nichts.

Im Jahre 1856 verfiel Herr v. Schack, der kunstfönnige und gelehrte Edelmann aus Mecklenburg, auch ein Orientalist, auf die Frage, ob es nicht der Mühe werth wäre, einmal auch die arabischen Schätze des Escurials von einem gelehrten Orientalisten durchforschen zu lassen. König Max II. ging gerne auf diese Idee ein und spendete die Mittel zu deren Ausführung. Marcus Müller fuhr nun gen Spanien, besuchte, wie oben bemerkt, das ihm aus frühern Zeiten bekannte Paris zum andernmale, lebte dann einige Zeit in Madrid und mehrere Wochen im Escorial, wo er in den unwirthlichen Herbergen und unter der Feindseligkeit der ebenso unwissenden als argwöhnischen Mönche viel Ungemach zu erdulden hatte. Die literarischen Ergebnisse dieser Reise, die zunächst den Fall von Granada betreffen, erschienen bald darauf in einer kleinen Schrift unter dem Titel: Die letzten Zeiten von Granada.

Mittlerweile war auch sein Gehalt erhöht worden, so daß er im letzten Jahrzehnt seines Lebens ein genügendes Auskommen hatte. Aber ein Schlaganfall, der ihn 1862 traf, verdüsterte doch auch wieder diese letzten Jahre. Er erholte sich zwar, aber die alte Frische kehrte nie mehr ganz zurück. In den letzten Monaten hatte er viel an asthmatischen Beschwerden zu leiden, und am 28. März d. J. verließ er diese Erde, die ihm wenig Freuden gebracht.

Marcus Müller empfand keinen Ehrgeiz, im politischen Treiben des Tages eine Rolle zu spielen, aber er hielt sich standhaft an freisinnige Grundsätze und brachte den

reactionären Machthabern, die so lange über Bayern walteten, nie eine Hulldigung dar. Seine Freunde schätzten ihn über Alles — er war so mild und treu, so anspruchslos und verträglich. Seiner Unterhaltung fehlte jener pikante Reiz, der den bösen Zungen eigen ist, aber wenn sich das Gespräch um ernstere Dinge drehte, so ging immer ein strahlendes Licht von ihm aus, denn es wird sich selten ein Sterblicher finden, dem eine solche Tiefe in der Wissenschaft, eine solche Belesenheit in der schönen Literatur zu Gebote stünde.

Ist es dem Geschiedenen bei uns sohin nie besonders gut gegangen, so war doch um so ehrenvoller sein Begräbniß, bei dem sich alle Celebritäten der Akademie und der Universität, darunter auch der ehrwürdige Döllinger, sowie viele andere namhafte Männer leidtragend einfanden. Professor Thomas, der langjährige Freund des Geschiedenen, sprach einen trefflichen Nachruf an den Theuern. Clericale Begleitung hatte sich dieser, wie vor kurzem auch Director Lindwurm, ausdrücklich verboten, eine Entfagung, die hier unter den Denkenden mehr und mehr Anklang zu finden scheint. Er hoffte zur Anschauung Gottes auch ohne Beistand jener Menschen zu gelangen, die für Bildung und Erziehung seines Volkes in fünfzehnhundert Jahren so wenig gethan haben und dafür jetzt jeden Winkel des Deutschen Reiches mit Gift und Haß und Stänkerei erfüllen.